



Kritik **Thomas Will**

# Übers produktive Aufheben

**Spolien**  
Phänomene der Wiederverwendung in der Architektur  
Von Hans-Rudolf Meier  
240 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 38 Euro  
Jovis Verlag, Berlin 2020  
ISBN 9768-3-86859-651-9

Von den Kaiserreliefs am Konstantinsbogen zu den neu verwendeten Fassadenkacheln eines Kaufhauses ist es ein weit gespannter Bogen, unter dem Hans-Rudolf Meier in seinem Buch „Spolien“ die „Phänomene der Wiederverwendung in der Architektur“ untersucht. Das Werk, Ergebnis eines DFG-Forschungsprojektes, verbindet das Wissen über die fernen Zeugen der Geschichte überaus anschaulich und anregend mit der architektonischen Praxis der Gegenwart. Der naheliegenden Gefahr, kühne Thesen oder trockene Typologien zu entwickeln, entgeht der Autor souverän. Der Kunsthistoriker, Bauarchäologe und Mediävist, der in Weimar Denkmalpflege und Baugeschichte lehrt, geht mit großer analytischer Sorgfalt und Gründlichkeit vor und beherrscht das verfeinerte Instrumentarium seines Metiers.

Es ist kein Lehr-, aber ein gelehrtes Buch, das jedoch mit seiner reich bebilderten Aufmachung über die wissenschaftliche Fachliteratur

**Es geht um die neue Lust an der nachhaltigen Weiterverwendung des Materials. So gesehen gehört das Buch auch in die aktuelle Debatte zur Neubestimmung unserer Leitbilder.**

weit hinausreicht und unterschiedliche Zielgruppen anzusprechen vermag. Meier nimmt uns mit, dem Phänomen der Spolien – das wir als historischen Sonderfall, poetisches Erinnerungszeichen, abbruchbedingte Alibilösung oder ironische Geste kennen – als einer überzeitlichen Praxis tatsächlich auf den Grund zu gehen. Die Untersuchung ist auf Europa und den mediterranen Raum konzentriert, mit Schwerpunkten bei der Antike, im Mittelalter und in der jüngsten Vergangenheit. Die Spolienverwendung verläuft nämlich nicht kontinuierlich, es gibt „gewisse Konjunkturen [...]“, beispielsweise im Bauen seit 1945“ – eine der zugrundeliegenden Thesen des Buchs. Nimmt man die älteren „Konjunkturen“ hinzu, also Spätantike und Mittelalter, kommt man ins Weiterdenken: Erstarkt die Spolienverwendung in Epochen, in denen auf den Ruinen einer untergegangenen Welt nicht Altes wiederbelebt, sondern Neues fabriziert werden sollte – in einer „Ästhetik der

Diskontinuität“? Wie kommt es aber, dass Spolien in der Architektur der modernen Avantgarde offenbar kaum eine Rolle spielen? Hier könnte ein intensiverer Seitenblick auf die bildende Kunst erhellend sein, die doch mit dem ihr zentralen Prinzip der Collage deutliche Bezüge zum Phänomen der Spolien aufweist: von Schwitters bis zu den kritischen Bauteilensembles Ai Weiweis.

Die zeitlichen Sprünge im Buch zeigen: Es ist keine historische, sondern – wie der Titel unterstreicht – eine phänomenologische Betrachtung. Sie erfolgt aus fünf unterschiedlichen Blickwinkeln: Spolien als Bedeutungsträger; Objekte und Anwendungsorte; Materialien und ihre Verfügbarkeit; Praktiken und Wirkungsweisen; schließlich Entwurfs- und Gestaltungsfragen. Das Thema wird nicht, wie in Architektenbüchern häufig, programmatisch aufbereitet oder lediglich anschaulich abgehandelt, sondern aus dem gesamten erschließbaren Wissen heraus erforscht und in neuer Synthese dargestellt. So entsteht ein kluges, gut organisiertes Werk, die theoretisch stringente Kartierung eines elementaren und erstaunlich aktuellen Phänomens.

Vorbildlich ist der Umgang mit den teils entlenen, vielsprachigen Quellen – es ist ein europäisches Buch. Wir stoßen darin auf allerlei Fachbegriffe mit Seltenheitswert, die, gleich Wort-

Spolien aus der Welt der Altertumswissenschaften, den in klarer Sprache verfassten Text durchziehen. Auch Begriffe sind ja keine neutralen Instrumente, sondern, wie es für die Spolien beschrieben wird, in ihrer Bedeutung instabil, voll komplexer Botschaften. Die nüchtern-distanzierte Sprache des Bauarchäologen verlässt Meier nur dort, wo es um die Gegenwart geht. Als engagierter Denkmalpfleger kommt er nicht umhin, hier zeit- und gesellschaftskritische Charakterisierungen („die triviale Welt des Shoppens“) einfließen zu lassen.

Der Prolog „Die neue Lust auf das Alte“ lässt zunächst an die retrospektive Seite des Themas denken, doch macht der Autor gleich zu Beginn deutlich, dass er es in einem weiteren Sinne angeht: es geht auch um die neue Lust an der nachhaltigen Weiterverwendung des Materials. So gesehen gehört das Buch, auch wenn es überwiegend historische Phänomene untersucht, als Grundlage und Inspirationsquelle auch in die aktuelle Debatte zur Neubestimmung unserer Leitbilder unter Begriffen wie „Reduce-Reuse-Recycle“, Kreislaufwirtschaft und „Sorge um den Bestand“. Das Prinzip des Sammelns als erinnernde Weltaneignung ist eng verbunden mit der Lust, oder der Not, des Nicht-Wegwerfens, des produktiven Aufhebens von ererbtem Material.



**Der Fall Rucellai**  
Eine Spurensuche im 15. Jahrhundert  
Von Günther Fischer  
168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 28 Euro  
Birkhäuser Verlag, Basel 2021  
ISBN 978-3-0356-2390-1

# Eine Spurensuche im 15. Jahrhundert

Kritik **Ulrich Brinkmann**

**Alberti**, Alberti, immer wieder Alberti! Ich bin kein Kunsthistoriker, von daher muss es mir wohl schon berufsbedingt schwerfallen zu begreifen, warum Generationen von Autorinnen und Autoren die Fassade des Palazzo Rucellai in Florenz dem prominenten Architekturtheoretiker und Architekten, Humanisten und Schriftsteller, Mathematiker und Medailleur zugeschrieben haben. Günther Fischer, Architekt, Hochschullehrer und Mitherausgeber der Bauwelt-Fundamente, macht damit Schluss – diese Prophezeiung ist kein Wagnis. Sein kleines, hübsch gestaltetes und mit vielen Fotos und eigens angefertigten Zeichnungen ausgestattetes Büchlein liest sich an einem Nachmittag weg wie ein guter Detektivroman, und von Seite zu Seite zieht es mehr in den Bann. Schritt für Schritt deckt Fischer die Genese des Palazzo auf, sammelt Indiz um Indiz – um schließlich mit der Historiographie zu brechen und eine eigene, überzeugende Schlussfolgerungen zu ziehen, die eine ganz andere Urheberschaft nachweist oder zumindest, im Sinne eines Indizienprozesses, als wahrscheinlich nahe legt. Also: „Whodunnit?“ Es kann, so Fischer, nur Bernardo di Matteo Gamberelli aka Rossellino gewesen sein!

Wer nun glaubt, die Spannung sei damit zerstört und die Lektüre sinnlos, irrt gewaltig. Ihr Unterhaltungswert liegt nämlich weniger in der Aufdeckung der Urheberschaft der Architektur als vielmehr in der Entwicklung der Argumentation: Wie Fischer Schicht um Schicht abträgt, die sich über das mutmaßliche Ursprungsprojekt gelegt hat, um nicht vom fertigen Bau, sondern aus dem Prozess der Entstehung seine Folgerungen zu ziehen, ist ungemein fesselnd: eine Demonstration präziser Architekturbetrachtung und -analyse, lehrreich nicht nur für Architektinnen und Kunsthistoriker, die noch am Anfang ihres Berufswegs stehen. Dass dabei auch mehr als ein Schlaglicht auf die ökonomische und politische Situation im Florenz des Quattrocento geworfen wird, macht den Text auch über den Palazzo Rucellai hinaus aufschlussreich. Eine Empfehlung somit nicht nur für alle, die ab und an gern mal nach Florenz reisen. **ub**